

Der abgechnittene Zopf.

Nachdem Juanhsifai durch eine acht chinesische Diplomatie, trotz seiner Verbindung mit dem Hofe, das Vertrauen der Revolutionäre gewonnen hatte, war ihm der Weg gebahnt, in dem neuen Staatswesen, das der Revolutionär Dr. Sunjatsen in ungläublich kurzer Zeit geschaffen hatte, die höchste Machtstellung einzunehmen. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu begreifen, muß man sich das Verhältnis vor Augen halten, in dem seit länger als einem Jahrhundert der Norden und der Süden Chinas miteinander stehen. Durch den

Handelsverkehr mit Europa

hat der Süden frühzeitig die Kultur, ja auch das Verfassungsleben der modernen europäischen Staaten kennen gelernt. Der Norden aber nicht. War doch bis vor wenigen Jahren von Kanton, der Hauptstadt des Südens, nach Peking, der Hauptstadt des Nordens, eine Reise von nahezu drei Wochen zurückzulegen. Es war also kein kleines Stück Arbeit, den Norden für den Gedanken der Republik zu gewinnen. Wenn nicht die Revolutionäre von Sieg zu Sieg geschritten wären, wenn nicht die Flammenszeichen in Brand gesetzter Städte den Weg der Revolution und das Vorbringen des republikanischen Gedankens bezeichnet hätten, dann wäre der Norden des Reiches heute noch der Mandschu-Dynastie ergeben. Vor allem aber gewannen die Revolutionäre Juanhsifai,

die Hoffnung Chinas,

wie ihn seine vielen Anhänger mit Vorliebe nannten. Als der Regent diesen Schöpfer der modernen chinesischen Armee des Nordens in die Verbannung jandte, als er diesen stängebunden Verwaltungsführer in Ungnade entließ, spielte er der Revolution den Sieg in die Hände, brachte er eine der stärksten Säulen monarchischer Herrschaft zum Wanken; denn im Norden liebte man allgemein Juanhsifai, im Süden fürchtete man ihn und seine wohlgeübte Truppen. Behaupten doch heute noch Kenner der Verhältnisse, daß Juanhsifai in begrifflicher Begründung nicht alle seine Kraft für die

Erhaltung der Mandschu-Dynastie

eingesetzt und mit Absicht viel zu spät den Widerstand gegen die andringende Revolution organisiert habe. Sicher ist jedenfalls, daß Juanhsifai, als er dem Thron die Hilfe seiner Truppen versagte, und so die Dynastie mit langsamem Druck zum Sturz zwang, ungeheures Blutvergießen und den wahrscheinlich langwierigen Bruderkrieg vermied. Wie kommt es nun, daß dieser Mann, der wie geschaffen schien, den drängenden Süden und den widerstrebenden Norden auf der mittleren Linie zu einen, nun ganz plötzlich seine geheimnisvolle Gewalt verloren hat? China ist das Land der Rätsel. Aber auch

das Land strengster Formen.

Juanhsifais Ansehen im Norden schwand im wahren Sinne des Wortes mit seinem Zopf dahin. Denn den Leuten des Nordens galt eben sein Zopf als Symbol, daß er zwar die Dränger des Südens verstand, daß er aber trotz der Anerkennung ihrer Forderungen auch den Gewohnheiten des Nordens treu bleiben wollte. Nun muß man sich erinnern, daß die Revolution im Städtebezirk (Kantau-Haujung -Wutshang) mit einer allgemeinen Zopfabschneiderei begann. Wer weiter noch den Zopf trug, war ein Mandschu und mußte sterben. Nach Ansicht des Nordens hat Juanhsifai sich ganz den Revolutionären verschrieben, seit er sich den Zopf abschneidete, als die Männer des Südens ihn zum Präsidenten der neuen Republik wählten. Damit schwand (nur in China wird's verständlich!) das Vertrauen. Und dazu kam die

allgemeine Geldnot.

Die Truppen erhielten keinen Sold, denn die Staatskassen sind, wie mit einem Zauberschlage, entleert. In Ager und Bergweisung meuterten die Truppen. Die Bevölkerung schloß sich ihnen hier und da an. Und wie immer aus solchen Erhebungen, so lobert auch diesmal der Fremden-

hag empor, dem jetzt Dr. Schreier (nicht Schröder, wie zuerst gemeldet wurde), ein allgemein beliebter Arzt in Tientsin, zum Opfer fiel. Mit Genehmigung Juanhsifais sind nun 3000 fremde Soldaten in Peking eingezogen, 5000 Japaner haben Tientsin besetzt und alle Mächte sind mit Kriegsschiffen auf dem Pian erschienen. Was muß es, daß in Peking Hunderte hingerichtet wurden, Raub und Mord wird allerorten verübt. Und die Lage ist so ernst, wie sie seit dem großen Taipingaufstand und der Boxer-Bewegung nicht gewesen ist. Hoffentlich gelingt es den fremden Truppen, schnell ohne Blutvergießen die Ordnung wiederherzustellen, sonst erscheint der Zusammenbruch des Landes un- vermeidlich. M. A. D.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Kaiser Wilhelm hielt bei der Vereidigung der Marinesoldaten in Wilhelmshaven eine Ansprache, in der er zu treuer Erfüllung der durch den Fahnenstoß übernommenen Pflichten ermahnte. — Der Monarch übergab vor der Vereidigung in Oldenburg dem Großherzog Friedrich August persönlich ein Handschreiben, das die Mitteilung enthält, eine Batterie auf Bangeroog werde den Namen des Großherzogs von Oldenburg erhalten, und in dankbarer Anerkennung des tatkräftigen Interesses gedenke, daß der Großherzog der Marine, insbesondere den Küstenbefestigungen entgegenbringe.

* Im Fränkental Rudolstadt hatten die Sozialdemokraten bei den letzten Wahlen zum Landtag die Mehrheit erlangt und unter Ausschaltung der bürgerlichen Abgeordneten allein das Präsidium gebildet. Diese Unverhältnißlichkeit machte der Regierung eine gezielte Arbeit des Landtages von vornherein wenig wahrscheinlich. Sie hat nun nach der (zum drittenmal erfolgten) Ablehnung der Wahlvorlage den Landtag aufgelöst. Die Regierung verlangt eine im Grunde unwesentliche Abänderung des Wahlrechts der Höchstbesteuerten. Danach sollten nicht mehr alle, die über 120 Mark Staatssteuern im Lande aufbringen, zu den Höchstbesteuerten zählen, sondern nur die 500 Jeniten, die die höchsten Steuern zahlen. Die Linke lehnte jede Einigung bezüglich dieser Vorlage ab. Die Neuwahlen für den Landtag sind innerhalb dreier Monate auszuschreiben.

England.

* Der Streik der Kohlearbeiter hat schon jetzt nach wenigen Tagen eine ungeheure Arrie herausgeschworen. London ist fast ohne Kohlen. Am schlimmsten leiden die Bäckereien, die nicht große Vorräte aufgespeichert haben. Mit jedem Tage schließen infolge des Kohlemangels andre industrielle Betriebe und die Zahl der Arbeitslosen steigt unheimlich.

Italien.

* Gegenüber den immer wieder auftauchenden Gerüchten von einem bevorstehenden Friedensschluß zwischen Italien und der Türkei wird in Konstantinopel der Regierung nahe stehenden Zeitungen darauf hingewiesen, daß die Türkei in keinem Falle jetzt mit Italien in Friedensverhandlungen einzutreten gedente, um so mehr, da der Sieg auf türkischer Seite sei.

Luxemburg.

* In Luxemburg fand am Montag die vorläufige Beisetzung der Leiche des Großherzogs Wilhelm von Luxemburg statt. Die großherzogliche Familie, eine große Anzahl Fürstlichkeiten, darunter Prinz August Wilhelm, der Großherzog von Baden und der König von Belgien wohnten der Beisetzung bei.

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag setzte am Montag die Debatte über das Gesetz des Innern fort. Abg. Wetterlic (sch. Centr.) besaßte sich mit den Beschlüssen des reichsständischen Landtages und meinte, die Ab-

kehrung des Gesetzes sei keine Verletzung der Souveränität des Reiches. Abg. Mumm (fortsch. Part.) forderte den Staatssekretär auf, rechtzeitig eine Vermittlungskommission unter den deutschen Bergleuten anzubahnen. Es sei notwendig, daß sich die Arbeiter über den berechtigten Wünschen der Arbeiter nicht verschließen. Ministerialdirektor Caspar teilte mit, daß Erhebungen über die Sonntagstrake in der Vinnenschiffahrt stattfänden. Abg. Werner-Seyditz (Rep.) empfahl eine Zentrumsresolution gegen die Aignerpläne und verlangte ein Vorgehen gegen die Wanderlager. Staatssekretär Dehler wandte sich speziell wirtschaftlichen Fragen zu. Es sei eine heilige Aufwärtsbewegung auf allen Gebieten festzustellen. Die Reichspolitik habe zweifellos Erfolge errungen. Der Zolltarif habe sich im großen und ganzen bewährt. Es könne sich nur um eine Revision im einzelnen, die Vereinfachung von Unvollkommenheiten handeln. Ein allgemeines Zollsicherheitsgesetz halte er für aussichtslos. Abg. Sacke (soz.) behandelte insbesondere die Forderungen der sozialdemokratischen Bergarbeiter. Abg. Sri (Centr.) lenkte die Erörterung auf die Lage und Ansprüche des wirtschaftlich selbständigen Mittelstandes zurück.

Am 5. d. Mts. wird die Beratung des Etats für das Reichsamt des Innern fortgesetzt.

Abg. Ortel (sonl.): Es scheint mir wirklich, daß beim Gehalt des Staatssekretärs zu viel gerechnet wird. Aber Gehaltsvorfragen werden mir erst beim Etat des Reichsamtlers brechen. Wir haben die Entwicklung, die sich jetzt vollzieht, voraussehen und deshalb die Verfassungsreform nicht mitgemacht. In der Frage: Beamte und Sozialdemokratie siehe ich völlig auf dem Standpunkt des Ministers von Dallwig. Gegen die Aignerpläne muß eingeschritten werden. Es scheint fast, als ob der Staat hier ohnmächtig ist. Der Frauenbewegung siehe ich sympathisch und wohlwollend gegenüber. Die deutsche Frauenbewegung darf aber nicht in die Bahnen der englischen Stimmrechtsweiser auslaufen. Wir wollen, daß die Frauenbewegung in vernünftigen Bahnen bleibe. Durch eine Resolution fordern wir den Schutz der Arbeitswilligen.

Wir wünschen keine Abschmäherung oder Verwässerung des Koalitionsrechts, wir wollen kein Ausnahmengesetz. Wir brauchen nur, was nicht ein Gesetz notwendig ist, durch das die Arbeiter in der Ausübung der Arbeit gehindert werden. Das müßten alle Parteien unterstützen. Niemand wünscht doch Verdröhung und Gewalttätigkeit. Ich beruhe nicht den Standpunkt des Staatssekretärs, der erklärt hat, daß eine Änderung der Gesetzgebung notwendig sei. Er legt sich da mit dem Reichsamtler in Widerspruch, der diese Frage wenigstens offen gelassen hat. Das die Freiwirtschaft nicht mit uns übereinstimmen, wundert mich nicht. Aber daß auch die Nationalliberalen hier sich gegen unsere Resolution ausgesprochen haben, legt sie in Gegensatz zu ihren jüngsten Parteigenossen. Der Staatssekretär sagt, die Wirtschaftspolitik soll ausgerichtet werden. Er sagte: kurzzeit; ich weiß nicht, ob das beachtlich war. Herr Wassermann erklärte ja in der ersten Sitzung, daß die Schatzkammer für alle Ewigkeit aufrecht erhalten bleiben. Die Einkünfte, die wir mit den Amerikanern gemacht haben, sollten und doch die erste Frage nachlegen, ob unter volkswirtschaftlichen Rücksichten zureichenden Gegnern gegenüber gewachsen ist. Ich bleibe bei meinem alten Sündenfleck:

Büch- und Mindestarife.

Ich bitte den Staatssekretär, bei der Vorbereitung der Handelsverträge die Sache nicht nur auf technische Rücksichten anzuschauen, sondern auch allgemeine handelspolitische Rücksichten dabei zu nehmen. Aber die Erhöhung der Getreidezölle, die wir erreichen müssen, sind gegenwärtige Beschlüsse von den Konventionen nicht gefaßt worden. Wir wollen den lächerlichen Zolltarif, ebenso die Industrie. In der Sozialpolitik wollen wir nicht Stillstand, sondern Fortschritt. Sie muß ergänzt werden zur Festigung und Hebung der selbständigen Kräfte im Mittelstand, in Land und Stadt. Wir verurteilen das Bauernlegen. Unter der Leutenot leiden am meisten die mittleren Bauern. Man sollte der heranwachsenden Jugend im Alter von 14-16 Jahren die Beschäftigung in gewissen Industrien verbieten. Wir hochkolieren nicht. Wenn einzelne Personen etwas tun, was wie Wohlthat aussieht, so werden wir es mißbilligen. Ich habe bisher nicht vom Wohlthat gehört. Es sind nur die Leute aufgefordert worden, politisch nahelebende Geschäfte zu schließen und Plätze zu unterhalten. Wenn das aber Wohlthat ist, dann seien die Wohlthäter hier auf der linken in großen Klumpen. Die größte Gefahr für den Mittelstand ist die Besetzung einzelner Großhandeln mit einigen großindustriellen Unternehmungen. Diese Leute finden überall offene Türen und offene Arme. Zwei bis dreihundert dieser Leute führen das Regiment in Deutschland. Das ist eine Verdröhung des wirtschaftlichen Lebens, ja, der Monarchie.

Staatssekretär Dehler: Bezüglich des Arbeitswilligengesetzes stelle ich fest, daß die Bestimmungen des § 153 ausreichen, wenn die verschiedenen Organe ihre Pflicht tun. Die Sorge für den Mittelstand ist ja auch in diesem Hause nicht neu. Sie ist eine Begleiterscheinung unserer wirtschaftlichen Entwicklung innerhalb der letzten 30 Jahre, hat aber im Laufe der Zeit auch eine gewisse Wandlung erfahren. Ich bin der Meinung, daß an sich

der ländliche Mittelstand

eine Veranlassung zu so heftigen Klagen wie der gewerbliche nicht hat. Unter Bauernhand hat sich unter dem Einfluß unserer Wirtschaftspolitik zweifellos gehoben, während man das von allen Zellen des gewerblichen Mittelstandes nicht behaupten kann. Der Bauer ist in der ganzen Technik seiner Wirtschaft durch Maßnahmen der Staatsregierung, durch seine zunehmende Intelligenz erheblich vorwärts gekommen, und ich glaube kaum, daß es rasch sein würde, von Reich wegen einzugreifen in die Entwicklung des ländlichen Mittelstandes in den einzelnen Bundesstaaten. Die Maßnahmen sind zum Teil Verwaltungsmaßnahmen und gehören schon aus diesem Grunde in den Bereich der Bundesstaaten. Wir haben jetzt auch einen selbständigen gewerblichen Mittelstand, den sogenannten neuen Mittelstand. Er umfaßt große Kategorien von Existenzen, die zwischen dem Innerehmer und dem Arbeiter stehen, die große Kategorie von werksfähigen Personen, die wir zuletzt gehabt haben mit dem Gesetz der Versicherung der Privatangestellten. Allein dieses Gesetz sollte beweisen, daß dieser neue Mittelstand sich der warmen Fürsorge sowohl der verschiedenen Regierungen, wie des Reichstages zu erfreuen hat.

Die Frage der Konkurrenzsteuer

Im Handelsgewerbe wird im Reichsjustizamt gehandelt und wir müssen abwarten, was sich daraus ergibt. Die Frage des Grundrechts kann zweifellos nur zusammen mit einer Neuordnung des Patentrechts geregelt werden. Es wird niemand bestreiten können, daß sich seit geraumer Zeit die Klagen des Mittelstandes häufen und daß sie zum ganz erheblichen Teil ihre Berechtigung haben. Auf der andern Seite arbeitet am Rande des Handwerks der vierte Stand. Ein großer Teil der Preis, die vor 50 Jahren Kleinmeister wurden, geben jetzt in den selbständigen Stand des Arbeiters, des Korarbeiters, des Meisters in der Fabrik über, weil sie dort war nicht die Selbstständigkeit, aber doch ein gewisses Einkommen haben und nicht von den Sorgen bekräftigt werden, mit denen der Mittelstand jetzt im Gegensatz zu der Zeit vor 50 Jahren zu kämpfen hat. Diese beiden Punkte muß man sich vor Augen halten. Es ist fraglich, ob sich das Handwerk die Gelegenheit in der richtigen Form gemacht hat. Wir sind geneigt, eine Maßnahme zu schaffen, daß der Industrie eine Beitragspflicht zu den Kosten der Lehrlingsausbildung auferlegt wird. Die Beteiligung des Kleinverwerbes an den Handelskammern wird gern erwogen werden. Der Staatssekretär teilte noch mit, daß eine Handwerkerkonferenz einberufen werden und daß eine Kommission über das Kleinverwerbe beraten solle. Er habe volles Verständnis für die schwierige Situation des Handwerks.

Abg. Marquardt (nat.-lib.): Das Grundproblem der Wirtschaftspolitik ist: Wie schaffen wir Arbeitsgelegenheit für das deutsche Volk? Früher hatte die deutsche Volkswirtschaft ihren natürlichen Markt. Das Reichsvolk der deutschen Bevölkerung kost damals ins Ausland über. Es würde uns tun, wenn Deutschland in dem Wachstum der deutschen Bevölkerung ein Wachstum der deutschen Wirtschaft hergehen würde und daß es Aufgabe der Zukunft ist, allezeit einen arbeitsfähigen deutschen Arbeiterland zu haben. In fordern wir für die Handlungsgehilfen erweiterte Sonntagstrake und ein fester frühzeitiger Lebensschluß.

Abg. Gotheim (fortsch. Part.): Die Zeit der kapitalistischen Handelspolitik hat einen großen Ausschlag des Handels zur Folge gehabt. Die Zeit dem neuen Zolltarif geschlossenen Handelsverträge sind schlechter als die vorher geschlossenen, weil andre Staaten und den Zolltarif nachgemacht haben. Der Staatssekretär war zu vorsichtig, sich von den Verhandlungen mit dem Nationaltarif fernzuhalten. Er hatte wohl kein rechtliches Vertrauen dazu. Deutschland kann die

Weißbügelfabrikation nicht entbehren. Die Meinung des Abg. Ortel, eines Großgrundbesitzers des Bundes der Landwirte, daß nur ein Minimal- und Maximaltarif zu erreichen sei, muß ich als irrig bezeichnen. Eine bemerkenswerte Ausnahme über die Wirkungen des Zolltarifs auf die einzelnen Wirtschaftsbereiche ist notwendig. Die Frage, wenn der Getreidezoll nicht, ist sehr unrichtig. Produzenten wie Konsumenten haben das gleichmäßige Interesse.

Das Haus vertagt sich.

Ein stiller Mensch.

14] Roman von Paul Vili.

Und unter demselben Dach war noch jemand, dessen Augen keine Ruhe fanden. Es war Frau Leine Beria, die junge Witwe. Auch sie kannte den Roman, der einst sich zwischen Bruno und Grete abgespielt hatte. Sie ahnte wohl, daß es ihm damals tiefer ans Herz gegangen war, als er es zeigte, und deshalb meinte sie nun still und verdeckt, denn sie fürchtete, daß sie ihn noch jetzt verlieren könnte.

6.

Das Leben im alten Hause Böttner und Sohn ging nun wieder in seinen gewohnten Bahnen weiter, ruhig, gleichmäßig, ein Tag wie der andre.

Und der junge Herr Kurt lag nun regelmäßig und mit peinlicher Pünktlichkeit an seinem Pult und tat mit ernster Pflichterfüllung seinen Dienst.

Er hatte gehalten, was er versprochen. Am Morgen nach jener entsetzlichen Nacht, die wie ein mahnend dunkler Punkt in seinem Dasein stand, hatte er ein neues Leben begonnen. Alle Beziehungen zu seinen Berliner Freunden schränkte er auf ein Minimum ein, und wo es sich so schnell tun ließ, brach er sie ganz ab. Ein andrer wollte er nun werden, das hatte er sich geschworen.

Gleich am nächsten Tage nach jener Grauensnacht hatte ihn der alte Herr zu sich gerufen und ihn mit müden, aber eindringlicheren

Worten daran erinnert, daß er der Mitinhaber und Nachfolger einer uralten Firma sei und was er seinem Hause und seinem Namen schulde. Mit Heben und doch sehr ernsten Worten zeigte er ihm den Weg, den er nun gehen müsse und den schon alle seine Vorfahren gegangen waren.

Aber alles das wäre gar nicht notwendig gewesen, denn Kurt selber hatte sich in jener schlaflosen, martorischen Nacht, in der er von endlosen Vorwürfen hin- und hergeworfen wurde, seinen neuen Lebensplan zurecht gemacht. Er wußte nun, was er zu tun hatte, um sein leichtsinniges Leben wieder gutzumachen. Er wollte nun all seine Kraft und all sein Können nur seinem Hause widmen, sein Erbteil in Ehren halten und ein würdiger Nachfolger seiner braven Vorfahren werden. Das alles gelobte er sich in jener Nacht. Und darum konnte er dem alten Vater, als dieser so eindringlich zu ihm sprach, mit gutem Gewissen versprechen, seinen Wunsch nun zu erfüllen.

So hatte er sich denn, reif und lebensernst durch die folgenschweren Katastrophen geworden, nun mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie an die Arbeit gemacht und suchte sich nun mit festem Willen hineinzufinden in das weitverzweigte Getriebe des ausgebreiteten Geschäftes.

Und er fand allseitig Anerkennung. Sowohl der alte Produzent wie auch der greise Papa sahen, daß es ihm nun Ernst mit der Arbeit war.

Am glücklichsten natürlich war Tante Marie. Jubelnd erklärte sie dem Bruder: „Siehst du,

wer hat nun wieder recht! Du' ich nicht immer gesagt, daß in dem Jungen ein guter Kern steck! Nur ausgestoben mußte er sich erst! Und das ist doch das Recht der Jugend. Jetzt wird er uns schon Freude machen, daran darfst du ganz sicher glauben!“

Nun, der alte Herr glaubte auch daran. Aber dennoch hatte er im geheimen eine Sorge. Er wußte nämlich aus seiner eigenen Jugend, daß man, um dies Leben in der kleinen Stadt ertragen zu können, auch einen eignen Herd, einen eignen Hausstand haben mußte. Eine Frau und eine Familie brauchte der Junge noch. Dann erst war man sicher, daß er auch in den neu eingeschlagenen Bahnen der Ordnung bleiben würde.

Das Ziel mußte nun als nächstes ins Auge gefaßt werden. Doch dorrert behielt er seinen Plan für sich.

Aber Tante Marie war mindestens ebenso schlau wie ihr Bruder. Mit dem feinen weiblichen Instinkt fand sie sehr bald heraus, was dem Jungen nottat. Doch obgleich sie im geheimen umschau hielt unter den Töchtern der Stadt und des Landes, hätte sie auch sich wohl, von ihrem Vorhaben etwas zu verraten, bebör sie eine geeignete Partie gefunden hätte.

Kurt selber, den doch die Sache eigentlich am meisten anging, kümmerte sich bis jetzt noch nicht im geringsten darum, weil zunächst all sein Interesse nur dem Geschäftesleben galt.

Und gerade um diese Zeit herum bekam Onkel Klaus den Besuch seiner schönen Nichte. Und niemand, außer Bruno, wußte im Städt-

chen davon. Onkel Klaus liebte die Überraschungen.

An einem sonnigen warmen Junitag zog Frau Doktor Grete Bergmann bei dem alten Onkel ein.

Mit schalkhaftem Lachen, frisch und froh, wie der helle Tag draußen, so zog sie ein und nahm sogleich das Herz des heiteren alten Herrn im Sturm gefangen.

Onkel Klaus umfaßte und küßte das süßliche, mollige Fräulein, dem er ja seit undenklichen Zeiten schon vorrump, ja sogar wie ein Vater gewesen war.

„Bräutigam siehst du aus, Kleine!“ tief er in ehrlicher Begeisterung. „Das läßende, glückselige Leben! Ne, mein Kind, du bist wirklich noch zu schade, um als Witwe einlam zu verhalten!“

Die junge Frau erwiderte. Aber dennoch bligte es aus ihren braunen Augen, als sie schämig erwiderte: „Aber Onkel Klaus, du bereitest mir ja einen netten Empfang!“

„Gewiß tu ich das, mein Lächling! Du sollstest mich doch gut genug kennen. Immer frei heraus mit meiner Meinung. Natürlich wo es am Plage ist. Und in diesem Falle habe ich doch recht, wie?“

Frau Grete sagte nichts darauf. Neben legte sie den seidenen Staubmantel und den breiten Florentiner ab und sah sich neugierig im Zimmer um.

„Alles genau so, als hätte ich es gestern erst verfaßt.“

Lächelnd nickte er. „Und doch sind es nun bald fünf Jahre. Wie doch die Zeit so dahin-